



Quarks & Co Wie sicher ist unser Geld?

Autoren: Carsten Linder, Amanda Mock, Michael Ringelsiep, Silvio Wenzel, Tilman Wolff

Redaktion: Stephan Witschas

Der finanzielle Kollaps droht weltweit. Staatsschulden steigen in historisch nie da gewesene Dimensionen. Milliarden sollen weltweit Banken und ganze Wirtschaftszweige retten. Was passiert mit unserem Geld? Und warum gibt es Geld überhaupt? Welche Rolle haben die Banken? Was sind Kredite, und welche Rolle spielen sie auf dem Finanz- und Wirtschaftsmarkt? *Quarks & Co* geht diesen Fragen nach, zeigt das Drama der Finanzkrise in drei Akten, erläutert die Vorgeschichte, den Crash und die Rettungsversuche und stellt die Darsteller vor.

Vollbremsung in der Automobilindustrie ▶ Kurzarbeit bei Ford in Köln und bei Daimler in Stuttgart. Opel kämpft ums Überleben. Pleiten bei den Zulieferern. Der Finanzkrise folgt zuerst die Krise der Auto-Wirtschaft. Die Branche steht vor dem Kollaps und droht die gesamte Wirtschaft mit sich zu reißen. *Quarks & Co* sucht nach Hoffnungsschimmern, deckt die Abhängigkeiten auf und zeigt, wie Manager, Politiker und Wissenschaftler versuchen, gegen die Krise anzusteuern.

Wie funktioniert eine Bank? ▶ Früher steckten die Menschen ihr Geld in den Sparstrumpf und deponierten diesen unter der Matratze. Wer kein Geld hatte, musste sich etwas leihen. Das war schon so, als im Mittelalter in den reichen norditalienischen Handelsstädten Geldwechsler zu Bankiers aufstiegen. Aber wie funktioniert eine Bank eigentlich? Was sind ihre traditionellen Aufgaben? Welche Rolle spielen Banken für die Wirtschaft eines Landes? *Quarks & Co* geht diesen Fragen nach.

Jonglieren mit Zahlen ▶ Tag für Tag geistern neue Milliardensummen durch die Zeitungen und Nachrichten. Niemand scheint die Zahlen und Geldsummen hinter den Zahlen mehr zu überblicken. Je größer Zahlen werden, umso weniger kann man sich sie vorstellen – und das scheint selbst Bankmanagern so zu gehen. *Quarks & Co* rechnet um, was die Zahlen für jeden von uns bedeuten – in Häusern und Autos.

Seth Glickenhau – der Börsenveteran ▶ Ruhestand mit 94? Nicht für Seth Glickenhau. Seine Erfahrungen von fast 80 Jahren Wallstreet machen ihn derzeit zu einem gefragten Mann. Der New Yorker Börsen-Profi hat schon den großen Crash von 1929 und die darauf folgende Weltwirtschaftskrise miterlebt. *Quarks & Co* hat den Zeitzeugen der Großen Depression an seinem Arbeitsplatz besucht.

Chronologie der Krise: Pleiten, Pech und Pannen

Wie die Banken-Crashes die Weltwirtschaft ruinierten

1998 - 2002: *Der Beginn der Krise: Jeder bekommt einen Kredit*



Der Traum vom eigenem Heim wird erschwinglich

Mitte der 1990er-Jahre senkt die US-Notenbank drastisch die Zinsen. Bankkredite werden erschwinglich. Viele Amerikaner nutzen die Chance und verwirklichen sich ihren Traum vom eigenen Heim. Der Immobilienboom beginnt. Die US-Banken räumen fast jedem einen Kredit ein – auch jenen, die sich ein Haus gar nicht leisten können. Die Zahl der Hausverkäufe steigt. Die Preise auch. Ein Haus, das für hunderttausend Dollar gekauft wurde, ist auf dem Papier plötzlich das Doppelte wert und zwar auch dann, wenn noch keine Rate bezahlt ist. Für das geliehene Geld kassieren die Banken hohe Gebühren.

2002 - 2004: *Ein Freibrief für die Banken – keine Haftung mehr für Kredite*



Billige Kredite verführen zum Leben auf Pump

Die vielen Kredite mit den hohen Provisionen locken auch ausländische Banken, wie zum Beispiel die „Hypo Real Estate“, die Landesbank Sachsen oder die Commerzbank aus Frankfurt. Sie investieren – wie fast alle Banken auf der Welt – Milliarden in das amerikanische Kreditgeschäft. 2003 sind die Häuser in den USA so viel wert wie nie zuvor und Geld leihen ist so billig wie noch nie. Viele der neuen Hausbesitzer kaufen sich auf Pump auch noch ein Auto. Viel Geld ist im Umlauf. Um eine Inflation zu verhindern, hebt die amerikanische Notenbank mehrmals die Zinsen. Das Risiko für die Banken, ihr Geld nicht mehr zurückzubekommen, steigt. Doch die Politik befeuert das Spiel der Banken. Der US-Finanzminister hebt 2004 den Verbraucherschutz für Kredite auf. Ein Freibrief für die Banken. Sie können ihre Kunden nun über den Tisch ziehen, ohne Konsequenzen zu befürchten. Die Amerikaner verschulden sich immer weiter.

April 2007: *Der erste große Immobilienfinanzierer meldet Konkurs an*



Die Immobilienblase platzt

Die Arbeitslosigkeit steigt. Die hohen Schulden zwingen immer mehr Amerikaner, ihre Häuser zu verkaufen. Weil viele verkaufen wollen, ist das Angebot groß. Die Preise sinken. Der Wert vieler Häuser halbiert sich. Das trifft vor allem die Banken. Ein Kredit nach dem anderen platzt. Da viele Verträge nicht abgesichert und die Immobilien weniger wert sind, verlieren die Banken Milliarden. 2007 ist der erste große US-Immobilienfinanzierer – die „New Century Financial Corporation,“ – pleite.

Juli 2007: *Die Talfahrt beginnt – Preise für Wertpapiere fallen ins Bodenlose*



Aktien, die mit Krediten abgesichert sind, werden wertlos

Aufgeschreckt durch die vielen Konkurse schauen sich die Finanzmakler ihre Verträge genauer an. Sie merken, dass die Zahlen nicht mehr mit der Realität übereinstimmen. Sie machen Minus. Fast alle Immobilien-Wertpapiere sind überbewertet. Die Preise werden zurückgestuft. Besonders hart trifft es die Investment-Bank „Bear Stearns“. Sie verliert dadurch quasi über Nacht 1,5 Milliarden Euro. Die Krise hat die Wall Street – die wichtigste US-amerikanische Börse – erreicht.

August 2007: *Die Krise erreicht Europa – Bankensturm in England*



Die ersten Sparer bangen um ihr Geld

Die „IKB Deutsche Industriebank“ in Düsseldorf räumt einen Verlust von einer Milliarde Euro ein. Die Sparkassen-Gruppe hilft der in Bedrängnis geratenen Landesbank Sachsen („Sachsen LB“) mit 17 Milliarden Euro aus. Im Dezember wird sie dann an die Landesbank Baden-Württemberg (LBBW) verkauft. Auch die bayerische und westdeutsche Landesbank, die staatliche „KfW Bankengruppe“ (ehemals Kreditanstalt für Wiederaufbau), die „IKB Deutsche Industriebank“ aus Düsseldorf und die „Hypo Real Estate“ verbuchen Verluste in Milliardenhöhe. In England bekommt die britische Investmentbank „Northern Rock“ keinen Kredit mehr. Viele der 1,4 Millionen Kunden räumen ihre Konten. Vor den Filialen stehen sie Schlange. Es kommt sogar zu Schlägereien. Die Lage beruhigt sich erst, als der Staat verkündet, für die Einlagen zu bürgen und mit einem Notkredit auszuhelfen. Ein halbes Jahr später wird die Bank verstaatlicht.

September 2008: *Erste Verstaatlichung in Amerika*



Die Wallstreet kapituliert

Nach einer ganzen Reihe von Bankenzusammenbrüchen droht nun auch den beiden größten Baufinanzierern in den USA – „Fannie Mae“ und „Freddie Mac“ – der Bankrott. Beide Unternehmen haben die Hälfte des amerikanischen Immobilienmarktes kontrolliert und Hypotheken im Wert von 5,3 Billionen Dollar verkauft oder verbrieft. Die Regierung wendet in letzter Sekunde den Konkurs ab und verstaatlicht die Marktführer. Die Verluste trägt jetzt der Steuerzahler. Der damalige US-Finanzminister Henry M. Paulson will mit der Übernahme noch größere Unruhen auf den amerikanischen und den internationalen Finanzmärkten vermeiden; jedoch ohne Erfolg.

15. September 2008: *der Schwarze Montag*



Der schwarze Montag – Lehman
Brother ist pleite. Die Banker fliehen

Die amerikanische Investmentbank „Lehman Brothers“ verzeichnet einen Verlust in Höhe von 3,9 Milliarden Dollar und meldet Insolvenz an. Zuvor waren tagelange Verhandlungen über einen Notverkauf gescheitert, weil die US-Regierung und die Notenbank keine Garantien übernehmen wollten. Nach eigenen Angaben hat die Bank in nur einem Jahr 19,2 Milliarden Dollar verloren. Der US-Aktienindex „Dow Jones“ bricht ein und erleidet den stärksten Tagesverlust seit den Terrorattacken am 11. September 2001. Die Banker auf der ganzen Welt sind geschockt. Jeder vermutet bei dem Anderen eine Leiche im Keller und rechnet mit dessen Konkurs. Keiner verleiht mehr Geld. Der weltweite Geldfluss kommt zum Erliegen.

Oktober 2008: *Rettung in letzter Not. Die Regierungen greifen ein*



Krisensitzung in der Nacht. Die
Regierungen müssen handeln

Das Weltfinanzsystem kann sich keine Großpleite mehr leisten. Falls doch, bricht alles zusammen. Island und Ungarn sind bereits bankrott. Die Panik verschärft sich. Die Zeit der Rettungspakete bricht an. Die Bundesregierung stellt den deutschen Banken 480 Milliarden in Aussicht. Nahezu alle Industrienationen greifen mit Milliarden in den Markt ein und verstaatlichen einen Teil ihrer Banken.

November 2008: *Von der Finanzkrise zur Autokrise*



Die USA schlingern in die Rezession

Die Finanzspritzen der Regierungen wirken nur kurzfristig. Die Finanzkrise mausert sich zur Weltwirtschaftskrise. In Amerika, Asien, China und Europa stockt der Handel, verzeichnen die Firmen Auftragseinbrüche; allen voran die Automobilindustrie in den USA: General Motors, Chrysler und Ford bleiben auf ihren Spritfressern sitzen. Ihnen droht der Konkurs. Die Manager wenden sich an die US-Regierung. Sie wollen einen Teil der Bankenhilfe abbekommen. Mit Erfolg: Die US-Regierung gewährt ihnen Milliarden aus der Staatskasse.

Dezember 2008: *Von der Autokrise zur Weltwirtschaftskrise*



Keiner kauft mehr Autos

Der Verkauf von Neuwagen in Deutschland bricht um fast ein Viertel ein. Daimler meldet Kurzarbeit an. Der erste große Automobil-Zulieferer – „TMD Friction“ aus Leverkusen – meldet Konkurs an. Fast alle deutschen Autohersteller verlängern die Weihnachtsferien und schließen vorzeitig ihre Werke. Die Chemie-Industrie klagt über massive Auftragsrückgänge. Den Maschinenbau-Firmen brechen die Auslandsaufträge weg. Der Export schrumpft.

Januar 2009 – *Teilverstaatlichung und 50 Milliarden Konjunkturpaket*



Abwrackprämie soll die Wirtschaft ankurbeln

In Deutschland wird die Commerzbank teilverstaatlicht. 20 Milliarden kostet das den Steuerzahler. Die Bundesregierung beschließt, mit 50 Milliarden Euro die Wirtschaft anzukurbeln. Bereits genehmigte Autobahnen, Kanäle und Bahnhöfe sollen nun früher als geplant erweitert werden. Das Konjunkturpaket treibt Deutschland in eine neue Rekord-Verschuldung: auf über eine Billion Euro.

Autor: Michael Ringelsiep

Warum gibt es Geld?

Ohne Geld wäre unser heutiges Leben nicht möglich



So funktionierte es Jahrtausende lang:
Ware wurde gegen Ware getauscht

Irgendwie ist es eine komische Vorstellung: Da lernen Sie viele Jahre einen Beruf und können ganz besonders schöne und praktische Dinge bauen. Oder Sie studieren ein Semester nach dem anderen und können dann kranke Menschen heilen. Oder Sie probieren lange Zeit den perfekten Umgang mit den verschiedensten Gewürzen und gelten deshalb als ausgesprochen guter Koch. Doch egal, wie gut Sie auf Ihrem Spezialgebiet sind – alles, was Ihnen Ihre Mitmenschen für das leckere Essen, das geheilte Leiden oder den schönen Tisch geben, ist ein einfaches buntes Stück Papier. Mehr nicht. Das bunte Stück Papier können wir nicht essen, wir können es nicht in den Boden einsäen und auf eine wundersame Vermehrung hoffen und als Möbelstück ist es auch ungeeignet. Und trotzdem werden wir das Zettelchen gerne annehmen und es als angemessenen Lohn für unsere Mühe verstehen. Doch warum eigentlich? Im Prinzip ist es ganz einfach, denn mit der Erfindung des Geldes ist den Menschen etwas extrem Praktisches gelungen.

Mehrere Jahrtausende funktionierte alles ohne Geld



So lange die Gesellschaft überschaubar war, hielt sich die Suche nach einem Handelspartner in Grenzen

Viele Tausend Jahre lang haben sich die Menschen selbst versorgt. Jede Sippe produzierte alles, was sie für ihr Leben brauchte. Brot, Milch, Käse, Eier, Felle, Werkzeuge; einfach alles. Alle Mitglieder der Gemeinschaft halfen mehr oder weniger fleißig bei der Bestellung des Ackers, bei der Jagd und bei der Versorgung der Haustiere. Das funktionierte über lange Zeit ganz gut – bis die menschlichen Gemeinschaften zu groß wurden. Je stärker sie wuchsen, desto mehr teilten die Menschen die Arbeit untereinander auf. Der eine wurde Bauer und erntete Getreide. Ein anderer wurde Viehzüchter und erwirtschaftete so Milch und Fleisch. Ein Dritter wurde Schmied und baute nur noch Werkzeuge. Das stellte die Menschen vor ein neues Problem. Von dem allein, was jeder Einzelne herstellte, konnte er nicht mehr leben. Also musste er seine Waren gegen die Produkte der Anderen eintauschen. Der Bauer gab also sein Getreide an den Viehzüchter und der rückte dafür etwas Milch und Fleisch heraus. Das Gleiche konnten beide mit dem Schmied verabreden. Nur dass der als Gegenleistung natürlich seine Werkzeuge anbieten konnte. Dieses System des Warentausches funktionierte so lange reibungslos, wie jemand immer genau das wollte, was der Andere ihm anbieten konnte. Ökonomen nennen das „die doppelte Zufälligkeit der Wünsche“.

Das Problem: nicht alle brauchen alles



Kompliziert wurde es, wenn jemand seine Produkte nicht gegen etwas Angebotenes eintauschen wollte

Je komplexer die Gesellschaft wurde, desto komplizierter wurde dieser Warentausch. Nehmen wir in unser Modell einen neuen Beruf dazu: einen Fischer. Wenn dieser zum Beispiel einen neuen Hammer brauchte, so konnte er zum Schmied gehen, nach einem Hammer fragen und ihm als Gegenleistung frischen, leckeren Fisch anbieten. Dumm nur, wenn der Schmied gar keinen Fisch haben wollte. Dann musste der Fischer einen anderen Weg finden, um an das begehrte Werkzeug zu kommen. So konnte er seinen Fisch vielleicht gegen Milch und Fleisch beim Viehzüchter eintauschen. Damit würde er dann beim Schmied vielleicht den Hammer bekommen. Was für ein Aufwand!

Ohne Geld wäre der Handel träge und fast unmöglich



Money makes the world go round.
Ohne Geld würde kein Handel mehr
funktionieren

Immer mehr Berufe kamen im Laufe der Zeit dazu. Und damit wurde der direkte Tausch von Waren immer komplizierter. Die Suche nach einem Handelspartner erforderte ständig größeren Aufwand. Also brauchten die Menschen etwas, mit dem sie untereinander tauschen konnten. Unabhängig von der eigentlichen Ware, die sie hergestellt haben. Und so haben sie über die Jahrhunderte die unterschiedlichsten Dinge ausprobiert. Schon vor 4.500 Jahren wurde in Mesopotamien (das liegt heute im Süden des Irak) mit abgewogenem Metall (Silber) bezahlt. Eintausend Jahre später nutzten die alten Chinesen, die Inder und Thailänder und viele Afrikaner Kauri-Schnecken als Zahlungsmittel. In Äthiopien konnte man bis in die 1920er-Jahre mit Salzgeld bezahlen. Und noch vieles andere haben die Menschen als Tauschmittel eingesetzt. Ganz egal, was dazu diente, es war gleich aus mehreren Gründen praktisch. Zum einen waren diese Dinge wesentlich länger haltbarer als so manches andere Produkt: Der Fischer konnte ein Stück Metall oder einen Sack Salz wesentlich länger aufheben als seine gefangenen Fische. Zum anderen konnte er jetzt zum Schmied gehen und ihm eine bestimmte Menge Metall für einen neuen Hammer anbieten. Ganz egal, ob der Schmied nun Fisch essen wollte oder nicht. Der umständliche Umweg blieb dem Fischer von nun an erspart. Schnell bewährten sich die neuen universellen Tauschmittel. Das Geld war geboren. Und jeder Einzelne profitierte davon. Denn es erleichterte den Handel ungemein. Jeder konnte darauf vertrauen, dass er sein Geld gegen andere Waren eintauschen konnte. Denn er konnte sicher sein, dass alle anderen auch die Tauschmittel akzeptieren würden. Also alles eine Frage des Vertrauens. Kam ein Steinmetz zu unserem Fischer, so konnte dieser ihm seinen Fisch gegen ein Stück Metall verkaufen. Ohne sich Gedanken machen zu müssen, bei wem er denn hinterher mehrere Kilogramm Steine eintauschen könnte. Und so ist es bis heute. Ohne Geld wäre es fast unmöglich, jemanden zu finden, der ausgerechnet das angebotene Produkt haben möchte. Doch weil der Koch weiß, dass er sich für ein buntes Stück Papier beim Friseur die Haare schneiden lassen kann, ist er einverstanden, wenn Sie ihm genau dieses Stück Papier – also einen ▶ *Geldschein* – im Tausch gegen sein leckeres Essen anbieten.

▶ *Münzen und Geldscheine*

Die ersten Münzen wurden im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hergestellt. In Lydien, in der heutigen Türkei, wurden Bilder auf abgewogene Metallstücke geprägt. So sollte ihre Echtheit dokumentiert werden. Papiergeld entwickelten die alten Chinesen im 10. Jahrhundert. Sie fanden es unpraktisch, Unmengen von schwerem Metall mit sich rumzuschleppen. Deshalb gaben sie ihre Münzen an Kaufleute weiter, die ihnen dafür handgeschriebene Quittungen aushändigten. Diese Quittungen wurden dann zu einem eigenständigen Zahlungsmittel, weil die Chinesen sie beim Handeln immer weitergaben.

Autor: Silvio Wenzel

Der Kreislauf des Geldes

Oder: Warum Geld fließen muss



Jedes Geldgeschäft ist Teil des großen Geldflusses und treibt ihn an

Die ganze Welt zittert, wenn eine Bank in den USA pleitegeht. Die Reaktionen der Finanzwelt und der Politiker machen es deutlich. Der weltweite Finanzstrom darf unter keinen Umständen ins Stocken geraten. *Quarks & Co* hat sich den Fluss des Geldes genauer angeschaut und fragt: Wer oder was treibt ihn an und warum darf er nicht zu langsam aber auch nicht zu schnell fließen? Finanzen und Banken – das ist alles wie ein großes Spiel – allerdings mit echtem Geld. Das *Quarks-Bankenspiel* macht deutlich, welche Rollen die verschiedenen Mitspieler haben: die Sparer, die Kreditnehmer, die Banken, die **Zentralbank** und die Wirtschaftsunternehmen. Und welches alleinige Ziel sie alle vereint.

► Zentralbank

Die Zentralbank wird auch Notenbank genannt, denn sie reguliert unter anderem auch den Druck neuer Banknoten. In der Eurozone bilden die nationalen Zentralbanken und die Europäische Zentralbank zusammen das Eurosystem, das die Geldpolitik für die Teilnehmerländer festlegt. Zu dieser Geldpolitik gehört auch die Festsetzung des Leitzinses.

Geben und nehmen: das traditionelle Bankgeschäft



Die Bank vermittelt zwischen Sparern und Kreditnehmern

Wir beginnen im Kleinen. Im Bankenspiel gibt es – wie im echten Leben – Mitspieler, die mehr Geld haben, als sie aktuell ausgeben wollen. Dieses Geld können sie zur Bank bringen. Dort wird es erstens sicher verwahrt und bringt zweitens zusätzliche Einnahmen. Denn die Bank zahlt für Spareinlagen Zinsen. Für 1000 Euro, die der Sparer zur Bank bringt, bekommt er bei einem Zinssatz von vier Prozent nach einem Jahr 1040 Euro. Das lohnt sich für die Bank natürlich nur deswegen, weil sie mit dem Geld des Sparers weitere Geschäfte machen kann. Zum Beispiel indem sie es an andere Mitspieler verleiht. Wer sich bei der Bank Geld leiht, also einen Kredit aufnimmt, muss dafür Leihgebühren zahlen. Für 1000 Euro werden zum Beispiel bei einem Geldleih-Zinssatz von acht Prozent nach einem Jahr 1080 Euro fällig. Die Bank bekommt also mehr Geld von den Leuten zurück, die sich bei ihr Geld leihen, als sie ihren Sparern zahlen muss. An diesem Geschäft verdient die Bank. Als „Zwischenhändler für Geld“ vermittelt sie zwischen denen, die zu viel, und denen, die zu wenig Geld haben.

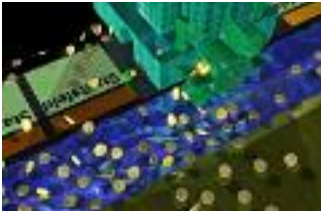
Auch eine Bank leiht sich mal Geld: der Leitzins



Der Leitzins legt fest, zu welchem Zinssatz Banken Geld bei der Zentralbank leihen können

Eine einzelne Bank vermittelt täglich viele solcher Geldgeschäfte. Dadurch hält sie den Geldstrom, der alle Mitspieler versorgt, am Laufen. Nicht jede Ein- oder Auszahlung ist dabei vorhersehbar. Da kann es schon mal vorkommen, dass einer Bank kurzfristig das Geld ausgeht und sie es sich selbst leihen muss. Das kann sie entweder bei einer anderen Bank tun – oder bei der Zentralbank. Und hier kommt der Leitzins ins Spiel. Denn der besagt ganz einfach, zu welchem Zinssatz sich die Banken bei der Zentralbank Geld leihen können. Das wiederum beeinflusst direkt den Zinssatz, den die Bank ihren Sparern zahlen kann, und ihren Kreditnehmern abknöpfen muss.

Hoher Leitzins gegen Inflation, niedriger Leitzins für mehr Konsum



Bei niedrigem Leitzins sind Kredite günstiger, mehr Geld ist im Umlauf

Bei der Festsetzung des Leitzinses kann die Zentralbank verschiedene Strategien verfolgen. Setzt sie einen hohen Zinssatz an, muss eine Bank viel für das Geld bezahlen, das sie sich von der Zentralbank leiht. Das heißt, dass sie von ihren Kunden auch höhere Zinsen für ihre Kredite verlangen muss. Das führt dazu, dass – wegen der höheren Kosten – weniger Kredite von Firmen und Verbrauchern nachgefragt werden. So ist weniger Geld im Umlauf, und die Währung bleibt stabil. Wenn die Zentralbank allerdings einen niedrigen Leitzins ansetzt, kommt die Bank sehr günstig an Geld und kann ihre Kunden mit günstigen Krediten versorgen. Sparen lohnt sich bei niedrigem Zinssatz weniger. Dadurch ist bei niedrigem Leitzins mehr Geld im Umlauf. Wenn aus diesem Grund Menschen mehr kaufen, kann das in „schlechten Zeiten“ den Verkauf ankurbeln und damit Auswirkungen auf die gesamte Wirtschaft haben. Wie immer ist alles eine Frage der Dosis: Ein sehr hoher Leitzins hält zwar die Währung stabil, verringert aber unter Umständen die Kaufbereitschaft der Mitspieler. Ein sehr niedriger Leitzins erleichtert das Geldleihen bei der Bank, kann aber auch dazu führen, dass zu viel Geld im Umlauf ist. Das bedeutet dann Inflation: Das Geld verliert seinen Wert, weil so viel davon vorhanden ist, dass es keinen entsprechenden Gegenwert mehr gibt.

Ziel des Spiels: Das Geld muss fließen

Wenn man sich die Verbindungen zwischen den vielen Mitspielern vor Augen führt, wird klar: Das Geld muss fließen, damit das Spiel nicht ins Stocken gerät. Wenn eine Bank pleitegeht, kann das schnell auch eine andere Bank „austrocknen“. Die Banken sind auf gegenseitige Kredite angewiesen. Es ist der Strom des Geldes, der letztendlich alle Mitspieler versorgt und am Leben hält. Dabei sind alle gleichzeitig davon abhängig und auch selber dafür verantwortlich, dass der Fluss in Bewegung bleibt.

Autorin: Amanda Mock

Das Bierdeckel-Gleichnis

Wie man mit Schulden Gewinne macht



Konsumiert wird jetzt, gezahlt wird später. Wer in der Kneipe anschreiben lässt, bekommt einen „Deckel“

„Wie konnte das passieren?“, fragt man sich im Nachhinein. Einfach zu verstehen ist das alles nicht, denn mit gesundem Menschenverstand ist die Krise am Finanzmarkt schwer zu fassen. Darum bemühen wir ein Gleichnis: Stellen wir uns eine Kneipe vor; eine echte Spelunke, in der Trinker trinken, um zu trinken! Eines Tages hat der Wirt eine glorreiche Idee: Um seinen Umsatz zu steigern, gewährt er seinen Gästen Kredit. Er schreibt jedes Getränk auf einen Deckel. Wohl wissend, dass sein Publikum nicht gerade das zahlungskräftigste ist. Es kommt, wie es kommen muss: Die Kneipe wird ein Renner. Das Konzept des Wirtes geht auf. Der Alkohol fließt in Strömen und die Umsätze gehen – theoretisch – steil nach oben!

Wie im Märchen



Aus Schulden werden Wertpapiere

Eines schönen Tages erkennt ein lokaler Banker das „Potenzial“, dieses Kneipenkonzeptes. Er gewährt dem Wirt zur Absicherung seiner Geschäftsidee einen unbegrenzten Kredit. Als finanziellen Schutz akzeptiert er Sicherheiten, die eigentlich gar keine sind: die Schulden unserer Kneipengäste auf deren Deckeln. Das Geld fließt – von der Bank zum Wirt, der so immer neue Fässer und Flaschen kaufen kann. Die Wirtschaft brummt. Aber Banker wären keine solchen, wenn sie nicht einen Gewinn im Auge hätten. Und wie man aus Miesen, schwarze Zahlen macht, ist einer sogenannten Innovation auf dem Finanzmarkt zu verdanken. Ein Instrument, das sich ganz harmlos ▶ „Verbriefung“ nennt.

▶ Verbriefung

Unter Verbriefung versteht man die Bündelung und Umwandlung von Krediten in handelbare Wertpapiere. Dabei verkauft der ursprüngliche Kreditgeber Teile seiner Forderungen (also, das Geld, das aus den Krediten an ihn zurückfließen soll) an eine eigens für die Verbriefung gegründete sogenannte Zweckgesellschaft. Die Zweckgesellschaft finanziert den Ankauf der Kredite durch den Verkauf von Wertpapieren, deren Inhalt praktisch der Rückfluss des Geldes ist, was die Kunden geliehen haben, und welches nun mit Zinsen von ihnen zurückgezahlt wird.

Die ausgegebenen Wertpapiere werden von Finanzprüfern, sogenannten Rating-Agenturen, in Gruppen unterteilt. Diese Gruppen haben unterschiedlich hohe Ausfallrisiken. Ziel ist es, mit einer möglichst hohen Zahl dieser Wertpapiere die beste Beurteilung, ein sogenanntes „AAA“-Rating zu erhalten. Dieses „AAA“-Rating suggeriert den Käufern der Wertpapiere Sicherheit und Stabilität. Wie sich aber im Verlauf der Finanzkrise zeigte, sind viele dieser Wertpapiere – wissentlich oder unwissentlich – zu positiv bewertet worden. Diese „Finanzmarktinnovation“, des Verbriefens wird in Deutschland etwa seit Mitte der 1990er-Jahre eingesetzt.

Alles auf Pump



Aufgrund der Finanzkrise sind die Kurse vieler Wertpapiere stark gefallen

Bleiben wir bei unserem Kneipenbeispiel. Die Deckel der Schuldner werden in Paketen gebündelt und in Wertpapiere transformiert. Sie sind bei Käufern beliebt, denn wer sie kauft, erhält bald satte Gewinne. Denn der eine oder andere Deckel wird tatsächlich auch bezahlt. Scheinbar sind solche Papiere sicher, denn amerikanische Rating-Agenturen, also Finanztester; etwas, das es in dieser Form in Europa nicht gibt, bewerten sie oft mit „sehr gut“.

Außerdem garantieren Banken und Versicherungen den Käufern, dass sie im Falle eines Ausfalls für die Papiere geradestehen. Für die Käufer dieser Papiere ist das ein scheinbar sicheres Geschäft. Diese Garantien sind ein Grund, warum viele Banken heute in der Krise stecken. In der

Rückschau muss man feststellen, dass viele Rating-Agenturen es gar nicht so genau wissen wollten und die Risiken dieser Finanzkonstrukte – wissentlich oder unwissentlich – falsch bewertet haben.

Das dicke Ende

Jeder Kredit muss eines Tages getilgt werden. Auch in unserem Gleichnis will die Bank den Deckel irgendwann bezahlt wissen. Doch wenig geschieht. Die Kneipentrinker haben einfach kaum Geld. Sie können ihre Deckel nicht bezahlen. Und so entpuppen sich die Schulden-Deckel, die auf dem Papier einiges an Wert hatten, bald als Luftnummern. Es dauert eine Weile, aber schließlich bricht das System zusammen.

Im wirklichen Leben handelte es sich natürlich nicht um Bierdeckel, die verkauft wurden, sondern um Immobilien-Kredite, die an Kunden vergeben wurden, die selten mehr hatten als das auf Pump gekaufte Haus. Als die Immobilienpreise aufgrund des Überangebotes an zwangsversteigerten Häusern sinken, bekommen die Geldverleiher nur einen Bruchteil des verliehenen Geldes zurück. Die gesamte Kette der Wertschöpfung bricht zusammen. Übrig bleibt ein Schuldengestänge, von dem man bis dato noch immer nicht weiß, wie groß es wirklich ist.

Autor: Carsten Linder

Mehr Risiko durch Risiko-Management?

Die Suche nach mehr Sicherheit im Finanzdschungel



Mit einem sogenannten Galton-Brett lässt sich die Normalverteilung darstellen

Fragt man Finanzmathematiker, Bankenaufseher und Risikoforscher heute danach, warum viele Banken scheinbar blindlings in die Hypotheken- und Finanzkrise gestolpert sind, erhält man zwei Antworten: Erstens, die Banken hätten ihr Risiko falsch berechnet und die sogenannte **Normalverteilung** zu schmal angenommen und zweitens: Sie hätten mit Produkten gehandelt, die bis heute nicht wirklich verstanden sind. Die Rede ist dabei von **Derivaten**, sogenannten Optionen, Swaps und ähnlichen Finanzprodukten, die sich seit den 1990er-Jahren einen großen Markt erobert haben.

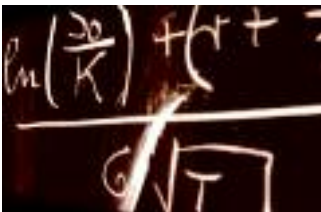
▶ Normalverteilung

Die Normal- oder Gauß-Verteilung (nach Johann Carl Friedrich Gauß, deutscher Mathematiker, Astronom, Geodät und Physiker, 1777 bis 1855) ist ein wichtiger Typ kontinuierlicher Wahrscheinlichkeitsverteilungen. Sie wird auch Gauß-Funktion, Gauß-Kurve, Gauß-Glocke oder Glockenkurve genannt. Viele natur-, wirtschafts- und ingenieurwissenschaftliche Vorgänge lassen sich durch die Normalverteilung entweder exakt oder wenigstens in sehr guter Näherung beschreiben (vor allem Prozesse, die in mehreren Faktoren unabhängig voneinander in verschiedene Richtungen wirken).

▶ Derivate

Derivate haben ihren Namen daher, dass ihre Preise von Aktien, Aktien-Indizes, Devisen oder Rohstoffen abgeleitet (lat. derivatio) sind. Derivate können selbst auch Basiswert von anderen Derivaten (2. Grades) sein. Der Handel mit derivativen Finanzinstrumenten hat seit 1986 stark zugenommen. Derivate sind unter anderem Verträge, die das Recht garantieren, zu einem festgelegten Preis zu kaufen oder zu verkaufen.

Normalverteilung in der Krise



Bereits 1973 wurde die sogenannte Black-Scholes-Formel veröffentlicht

Die Finanzmathematik arbeitet mit den Regeln der Stochastik („Wahrscheinlichkeitsrechnung“). Mit ihrer Hilfe lässt sich zwar nicht der zukünftige Kurs einer einzelnen Aktie berechnen, sehr wohl aber die Wahrscheinlichkeit voraussagen, mit der eine Vielzahl von Aktien einen bestimmten Wert erreichen wird. Dazu benutzen die Mathematiker ein einfaches sogenanntes **Binomialmodell**, das nur zwei Zustände kennt: Entweder die Aktie steigt oder die Aktie fällt um einen bestimmten Wert. Das klingt einfach, ist es aber nicht, weil eine Aktie heute im Wert steigen und morgen im Wert fallen kann – völlig unabhängig davon, wie sich ihr Wert am Tag zuvor bewegt hat. Eine Vielzahl dieser voneinander unabhängigen Prozesse können Wissenschaftler in der sogenannten Normalverteilung zusammenfassen. Sie zeigt dann den Rahmen auf, in dem sich der Wert einer Aktie bewegen kann – und auch das Risiko, das mit ihr verbunden ist. Doch die Normalverteilung ist – wie vieles in der Mathematik – eine Annahme; getroffen von Mathematikern und Banken und abhängig von weiteren Annahmen über den Markt, die Marktteilnehmer und über zukünftige Entwicklungen. Sobald Ereignisse eintreten, die außerhalb des gesteckten Rahmens stattfinden – oder an dessen Rändern – ist dieses Rechenmodell kein guter Berater. Besonders dann nicht, wenn Märkte aus unvorhergesehenen Gründen zusammenbrechen, Marktteilnehmer irrational agieren oder der sogenannte Herdentrieb einsetzt.

▶ Binomialmodell

Mit dem Binomialmodell lassen sich Wertpapier- und Aktienkursentwicklungen mathematisch beschreiben. Dabei werden für jeden Zeitschritt zwei Entwicklungsmöglichkeiten angenommen, deshalb „bi“ (= zwei).

Das Binomialmodell ist eine Methode zur Ermittlung von Optionspreisen. In seiner einfachsten Form bewertet dieses Modell den Preis einer Option bei Steigen des Aktienkurses und den Preis der Option bei Fallen des Aktienkurses.



In den 1990er-Jahren beginnt der Boom von sogenannten Derivaten, in die große amerikanische Hedgefonds ihr Geld investieren

Die Formel der Nobelpreisträger

1997 erhalten zwei amerikanische Ökonomen den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften: Myron Scholes und Robert Merton. Sie gelten als Koryphäen der Finanzwissenschaften und erfolgreiche Unternehmer. Gemeinsam mit dem 1995 verstorbenen Fischer Black hatten die beiden Preisträger ein Rechenmodell entwickelt, mit dem sich die Preisentwicklung und der Wert von sogenannten Optionen errechnen lassen.

Mit Optionen, beispielsweise Kaufoptionen, kann man sich gegen Preissteigerungen absichern, indem man mit der Option heute das Recht erwirbt, ein Produkt, beispielsweise Erdöl, zu einem späteren Zeitpunkt zu einem heute festgelegten Preis zu kaufen. Wenn dann der Preis gestiegen ist, wird man die Option ausführen und das Produkt zum festgelegten Zeitpunkt und für den geringeren Preis kaufen. Steigt der Preis für das Produkt Erdöl nicht, kann man die Option verfallen lassen. Natürlich muss man für jede Option etwas zahlen und diese Summe verliert man, wenn die Option nicht ausgeübt wird.

Dieses Modell ist in einer mathematischen Formel zusammengefasst, die wie ein sehr abstrakter Automat funktioniert: Oben werden Daten eingegeben und unten spuckt die Formel Ergebnisse aus. Mit der Black-Scholes-Formel an der Hand konnte sich der Handel mit den Derivaten überhaupt erst entwickeln. Der Einsatz von Computern ließ ihn in den 1990er-Jahren sprunghaft ansteigen. Damals war das ein völlig neuer Markt und seitdem wurden unzählige Varianten der Black-Scholes-Formel veröffentlicht, die alle die zukünftige Preisentwicklung voraussagen wollen. Doch – so gut die Formel und ihre Ableger auch sein mögen – sie werden mit Annahmen und Vermutungen gefüttert. Und mit jeder falschen Annahme liefern die Formeln auch falsche Ergebnisse. Zudem lassen sich Sprünge im Wert von Aktien, wie sie in der Realität regelmäßig vorkommen, mit dem Black-Scholes-Modell nur unzureichend abbilden.

Der Hedgefonds der Nobelpreisträger

In den 1990er-Jahren beteiligten sich die beiden späteren Nobelpreisträger Merton und Scholes an einem sogenannten ▶ *Hedgefonds*, dem Long-Term Capital Management Fund (LTCM), einer speziellen Art von Investmentfonds, mit einer hochspekulativen Anlagestrategie. Bei LTCM glaubte man, dass der Preis von Aktien um ihren wirklichen Wert pendelt. Wenn man also amerikanische Anleihen für unterbewertet hielt, kaufte man Optionen darauf. Und verkaufte, wenn sie stark wurden. Genauso bei deutschen Aktien oder russischen Staatsanleihen. Doch der zu erwartende Gewinn bei solchen Geschäften ist klein, wenn man nicht gleich riesige Summen ins Spiel bringt – das konnte LTCM. Die Namen der beiden Wissenschaftler vermittelten Sicherheit.

▶ *Hedgefonds*

von engl. to hedge = „absichern“, sind eine spezielle Art von Investmentfonds, die durch eine spekulative Anlagestrategie gekennzeichnet sind. Hedge-Fonds bieten dadurch die Chance auf sehr hohe Renditen, sind aber auch mit hohen Risiken behaftet. Typisch für Hedge-Fonds ist der Einsatz von Derivaten und Leerverkäufen. Hiervon rührt auch der irreführende Name, da diese Instrumente außer zur Spekulation auch zur Absicherung (Hedging) verwendet werden können. Außerdem versuchen Hedge-Fonds über Fremdfinanzierung eine höhere Eigenkapitalrendite zu erwirtschaften (Hebel- oder Leverage-Effekt).

Der LTCM-Hedgefonds fuhr zu Anfang tatsächlich auch riesige Gewinne ein. Doch trotz höchster Expertise durch die beiden Nobelpreisträger und dem Einsatz hoher Finanzmathematik kam es zum Zusammenbruch. Im September 1998 mussten die amerikanische Zentralbank und 16 weitere Geschäftsbanken, darunter auch die Deutsche Bank, zu einer – bis damals – einmaligen Rettungsaktion schreiten. Es ging um 3,65 Milliarden Dollar, eine aus heutiger Sicht geradezu lächerliche Summe. Auslöser war die Asienkrise und der Verfall des russischen Marktes. Damals befürchtete sogar Alan Greenspan einen Zusammenbruch des weltweiten Finanzsystems – ausgelöst durch LTCM. Obwohl eine öffentliche Untersuchung des amerikanischen Finanzministers damals eine genauere Aufsicht über die Märkte forderte, hatte der Beinahe-Crash keine Folgen.

Die beiden Nobelpreisträger Scholes und Merton wurden mit dem „Long-Term Capital“-Hedgefonds gerettet. Ihre Formel wird bis heute eingesetzt. Die Lehre für die Finanzmathematik zieht der Frankfurter Wissenschaftler Christoph Kühn so: „Durch die Finanzmathematik kann man Risiken effektiver managen. Das führt aber... dazu, dass Leute wieder mehr Risiken eingehen. Dadurch, dass man Risiko mehr kontrollieren kann, wird auch mehr Risiko eingegangen und das Ergebnis ist natürlich nicht, dass insgesamt die Sicherheit zunimmt.“ Quod erat demonstrandum – was zu beweisen war, wie der Mathematiker nach getaner Arbeit sagt.

Autor: Tilman Wolff

Jonglieren mit Milliarden

Die Finanzkrise in Zahlen

Hunderte Millionen, Milliarden, Billionen – von unglaublichen Summen ist die Rede, seit das Finanzsystem kriselt. Kaum jemand kann sich die Zahlen vorstellen, von denen da die Rede ist. Quarks & Co hat umgerechnet...

Fangen wir ganz harmlos bei einer eher niedrigen Zahl an: 15 Milliarden Euro, also:

15.000.000.000 €uro



umfasst das erste Konjunkturpaket der Bundesregierung. Damit lassen sich immerhin 909.090 VW-Golf kaufen oder 207.319 S-Klasse-Luxuslimousinen. Naja – zugegeben, das reicht nicht, um jedem Bundesbürger eine Limousine vors Haus zu stellen – aber das Zahlenspiel geht weiter:

42.000.000.000 €uro



42 Milliarden Euro sind da schon mehr. Soviel brauchte die Hypo Real Estate Bank Mitte Januar 2009, um aus dem Dilemma zu kommen, in das sie sich mit ihren Immobiliengeschäften in den USA selbst gebracht hat.

Apropos Immobilien: Hier bei uns würde diese Summe ausreichen, um 494.117 Fertighäuser zu kaufen; ein einfaches Modell mit 93 Quadratmetern Wohnfläche für vier Personen, beispielsweise eine Familie mit zwei Kindern. Für knapp zwei Millionen Menschen würden die Häuschen Platz bieten, die man Mitte Januar 2009 für den Finanzbedarf der Hypo Real Estate kaufen könnte. Heute scheint sich der Bedarf des privaten Finanzinstituts mehr als verdoppelt zu haben.

50.000.000.000 €uro

50 Milliarden Euro – so schwer ist das zweite Konjunkturpaket der Bundesregierung. Das sind dann noch mal ziemlich genau 3.030.303 VW-Golf oder 691.065 Mal die S-Klasse-Limousine und damit kann man nicht nur jedem gerade gekauften Einfamilien-Fertighaus Marke „Einfach und Praktisch“ ein Auto vor die Tür stellen, sondern hat sogar noch welche übrig. Aber es kommen ja noch höhere Zahlen:

80.000.000.000 €uro



80 Milliarden Euro hat die Bundesregierung den Banken als Hilfe versprochen. Damit ließe sich eine Riesen-Stadt bauen – mit gut 940.000 Eigenheimen (Fertighäuser versteht sich), und mit mehr Einwohnern als Deutschlands größte Stadt Berlin heute hat, nämlich 3,7 Millionen. Eine Hauptstadt aus Fertighäusern. Aber es gibt ja noch größere Städte...

700.000.000.000 US\$



Allein 700 Milliarden US-Dollar geben die Vereinigten Staaten ihren Banken, die die Hypothekenkrise ja überhaupt erst ausgelöst haben. Dafür hätten sie hier in Deutschland 6,5 Millionen Fertighäuser kaufen können, Modell „Einfach und Praktisch“. Und darin könnten 25 Millionen Menschen leben – in einer Fertighaussiedlung, die so viele Einwohner hätte, wie alle Großstädte Deutschlands zusammen – unglaublich. Aber jetzt kommt die größte Zahl für heute:

819.000.000.000 US\$



819 Milliarden US-Dollar will der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Barack Obama, in die US-Wirtschaft stecken, um aus der Krise zu kommen. Diese Zahl ist so ungeheuerlich, dass man sich schon gar nicht mehr traut, sie umzurechnen. Unglaublich, oder? Aber noch unglaublicher ist diese Zahl:

18.400.000.000 US\$

18,4 Milliarden US Dollar – soviel wollen die amerikanischen Banken ihren Top-Mitarbeitern an Bonus-Zahlungen für das Jahr 2008 ausschütten. Das Jahr, in dem Regierungen weltweit begonnen haben, mit dem Geld der Steuerzahler das marode Bankensystem und dessen Manager vor dem Untergang zu retten. Und das ist wirklich unglaublich.

Autor: Tilman Wolff

Ein Wirtschaftsweiser packt aus *Seth Glickenhau's (Aus-)Blick auf Krisen*



An der Wall Street in New York hat der Immobilien-Crash Spuren hinterlassen
– an der Börse brachen die Kurse ein



Die Leute holen ihr Geld von der Bank.
Das Geld der Banken wird knapp



Seth Glickenhau blickt auf eine Zeit voller Krisen zurück und zieht aus der Geschichte eine Gewissheit: Die nächste Krise kommt bestimmt

„Sie kommen vorbei, und ich erkläre Ihnen mal die neue Finanzkrise richtig. Es ist wahrlich nicht meine erste,“ sagt Mr. Glickenhau: „Die großen Banken, die den Leuten das Geld leihen, wenn sie ein Haus bauen wollten, die haben sich geradezu verliebt in die Idee, dass Grundstücke und Häuser jedes Jahr mehr wert sind. Und warum haben die Geldhäuser diesen Schwachsinn geglaubt? Weil es blöderweise ein paar Jahre gestimmt hat. Die Grundstücke und Häuser wurden tatsächlich immer teurer. Von diesem Zufall haben sie sich einlullen lassen und gedacht, das geht jetzt immer so weiter. Das ist natürlich der Gipfel der Idiotie!“

Wer ist Schuld?

Klartext, verstanden. Danke. Und – haben wir einen Schuldigen, Mr. Glickenhau? „Das ist mal eine gute Frage... Diese Bankmanager haben doch nur ein Schema im Kopf. Ich zum Beispiel passe immer auf, dass ich viele unterschiedliche Wertpapiere kaufe und sehr sichere. Und auf keinen Fall so viel wie möglich, sonst ist da nämlich zuviel Mist dabei. Aber das haben die natürlich nicht begriffen. Die kaufen ganz viele Eier, packen sie alle in einen Korb und wundern sich hinterher, dass die Eier unter dem eigenen Gewicht zerbrechen. Die können halt nicht denken, schon gar nicht selbstständig. Und neue Ideen? Das haben die nie! Und davon lebe ich. Ich mach's nämlich genau andersherum.“ Okay, begriffen. Danke. Wir sind also mitten in einer Weltwirtschaftskrise. Müssen wir die Banken wieder stürmen wie 1929, Mr. Glickenhau? „Quatsch! Heute gibt es die Wohlfahrtsverbände. Es gibt Arbeitslosengeld, nicht viel, aber immerhin. Es gibt sogar eine medizinische Notversorgung, sie kriegen Medikamente und ärztliche Hilfe. Also wir haben eine Menge Einrichtungen, die die lebensnotwendige Versorgung absichert. In Deutschland haben sie es noch besser, da haben sie sogar eine echte umfassende Krankenversicherung selbst für Arbeitslose. Das gab es doch alles nicht vor 60 oder 70 Jahren.“

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Wenigstens die Hoffnung bleibt uns. Es wird also nicht ganz so schlimm werden. Aber was machen wir denn jetzt, Mr. Glickenhau? „Es wird neue Jobs geben. Dafür wird die Regierung sorgen, indem Straßen, Schulen und Kraftwerke neu gebaut werden. Das kurbelt dann die Wirtschaft an.“ Also ist die Regierung der bessere Unternehmer? Haben wir das richtig verstanden, Mr. Glickenhau? „Ich glaube, eine Regierung kann gar nichts richtig! Gute Politik, das ist ein Widerspruch in sich. Vielleicht ist dieser Herr Obama ja eine glückliche Ausnahme, das Wunder an sich.“

Wir fassen zusammen: Die Banken haben versagt, Wallstreet war zu gierig.

Ganz einfache Frage: Was macht Oma mit ihrem Sparstrumpf und für ihre Rente, Mr. Glickenhau? „Oma soll sich einen guten Berater nehmen und schwer aufpassen: Staatsanleihen sind eine Falle. Denn der Staat macht im Moment dermaßen viele Schulden, dass da eine Inflationswelle auf uns zurollen wird. Selbst im vorsichtigen konservativen Deutschland.“ Spricht es aus und geht. Unsere Stunde ist um. Seth M. Glickenhau, 94 Jahre, 45 Mitarbeiter, verwaltete Vermögenswerte der Firma: 1,5 Milliarden Dollar. Seine Gewinne steigen auch in der Krise. Geht doch.

Lesetipps

Wall Street Panik, Banken außer Kontrolle:

Wie Kredithaie die Weltkonjunktur ins Wanken bringen

Autor: Wolfgang Köhler
Verlagsangaben: Monkau Verlag, München, 2008
ISBN: 978-3-938396-21-6
Sonstiges: 203 Seiten, 18,95 Euro

Wolfgang Köhler hat die Banken-Krise lange vor ihrem Ausbruch vorausgesehen. In seinem Buch beschreibt er detailliert und chronologisch die Ereignisse, die zum Crash führten. Nach der Lektüre kann einem keiner mehr erzählen, dass die Verantwortlichen nichts wussten und vom Ausmaß der Krise überrascht wurden.

Der Crash des Kapitalismus:

Warum die entfesselte Marktwirtschaft scheiterte und was jetzt zu tun ist

Autor: Ulrich Schäfer
Verlagsangaben: Campus Verlag, München, 2008
ISBN: 978-3-593388540
Sonstiges: 320 Seiten, 19,90 Euro

Ein wahrer Krimi, der nicht nur für Wirtschaftsexperten lesenswert ist. Der Autor kommt zu dem Schluss, dass die Marktwirtschaft, wie wir sie kennen, untergegangen ist. Seine Argumentation belegt er fachkundig ohne Wirtschafts-Chinesisch. Gut ist, dass der Autor die Krise nicht nur historisch einordnet, sondern auch Lösungsvorschläge präsentiert. Sie liefern Stoff für spannende Diskussionen, auch dann, wenn man die Meinung des Autors nicht teilt.

Let's make MONEY: Was macht die Bank mit unserem Geld?

Autor: Caspar Dohmen
Verlagsangaben: Orange Press, Freiburg, 2008
ISBN: 3936086419
Sonstiges: 256 Seiten, 20,00 Euro

„Let's make MONEY“ ist das Buch zum Film von Erwin Wagenhofer („We feed the world“). Der Autor Caspar Dohmen liefert das an Inhalt, was dem Film leider fehlt. Er fängt bei Null an und schafft es, in einfacher Sprache auch absoluten Laien zu erklären, was sich hinter Begriffen wie Private-Equity-Fonds, Optionsgeschäften und Kreditderivaten versteckt.

Linktipps

Finanzkrisen-Dossier der Tagesschau

<http://www.tagesschau.de/wirtschaft/dossierfinanzmarktkrise2.html>

Das Finanzkrisen-Dossier der Tagesschau liefert aktuelle Berichte, Hintergrundinformationen und Filme zum Thema. Die Seite wird regelmäßig aktualisiert.

Finanz-Lexikon

<http://www.finanz-lexikon.de>

Von Aasgeld bis Zwischenparken: Das Lexikon einer Marketing-Agentur übersetzt und erläutert die Fachbegriffe der Manager und Banker.

Geldmuseum der Deutschen Bundesbank

<http://www.geldmuseum.de/>

Das Geldmuseum der Deutschen Bundesbank präsentiert auf seiner Homepage umfangreiche Informationen zur Geschichte des Geldes.

Die globalisierte Krise

<http://www.attac.de/aktuell/finanzmarktkrise/ein-jahr-finanzkrise/>

Die Globalisierungskritiker von „Attac“ rücken die Folgen der Finanzmarktkrise für die „aufstrebenden Märkte“ in den Schwellenländern besonders in den Fokus. Eine Perspektive, die in der öffentlichen Diskussion fast unter den Tisch fällt.

Bulle und Bär – Wie die Finanzmathematik Risiken bewertet

<http://ismi.math.uni-frankfurt.de/kuehn/survey.pdf>

Der Artikel des Frankfurter Finanzmathematikers Christoph Kühn beschreibt die verschiedenen Methoden der Finanzmathematik, Risiken zu berechnen. Manchmal etwas sehr mathematisch, aber sehr aufschlussreich.

Herdentrieb

http://www.erben.info/download/rn_2004_03_erben_herdentrieb.pdf

Dr. Roland Franz Erben beschreibt en détail den Aufstieg und die Beinahepleite des „Long-Term Capital Management“-Fonds und wie auch geballter ökonomischer und finanzmathematischer Sachverstand nicht vor dem Bankrott schützt. Sehr lesenswert.

Prof. Rieck's Spieltheorie-Seite

http://www.spieltheorie.de/Spieltheorie_Anwendungen/gefuehlte_rendite.htm

Weiterführende Informationen zum *Quarks & Co-Experiment*. Sobald genügend Zuschauer teilgenommen haben, erscheint hier auch die Auswertung des Experiments.

Impressum:

Herausgegeben
vom Westdeutschen Rundfunk Köln

Verantwortlich:
Quarks & Co
Claudia Heiss

Redaktion:
Stephan Witschas

Gestaltung:
Designbureau Kremer & Mahler

Bildrechte:
Alle: © WDR

© WDR 2009